

Die Fremde Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Wilhelm saß den ganzen Abend mit den beiden Frauen in der Wohnstube und hatte seine beste Stunde. Anfänglich verlegen, daß sie ihn zum Bleiben bewogen, ließ er die Traulichkeit der heimischen Stube auf sich wirken, wurde darob redselig und fand Munterkeit und Treuherzigkeit wieder, die das Leben der zwei Alten, seines Vaters und seiner Mutter, früher heiter gemacht hatten. Verena aber erkannte an diesem Abend, daß sie mit einer ihr ganzes Wesen erfüllenden Liebe an ihm hing, fühlte eine große Kraft in sich, diesen sorglosen, schwachen Menschen zu befreunden und zu führen, und meinte zu wissen, daß sie ihn gerade um seiner Schwäche willen liebe, wie man an einem Kranken doppelt hängt, weil die Gefahr, ihn zu verlieren, immer da ist.

Von der Berahnin hatte inzwischen wenig Neues verlautet. Ihre Tochter kam nach wie vor in den Laden, Wilhelm aber kümmerte sich scheinbar weniger um sie; denn er trat nicht wie anfangs aus der Backstube, sobald er sie im Laden mußte, ja, tat sogar, als sähe er sie nicht, obwohl Verena bestimmt beobachtete, daß er sie bemerkte. Sie freute sich aber innerlich, daß er die Blicke nicht zurückgab, die die Gilde Berahn nach der Backstube warf, wann immer sie kam; ja, sie lächelte bei sich, wenn sie sah, wie das Mädchen zögernd sein Brot vom Ladentisch nahm, langsam bezahlte, gleichsam immer nach dem Nebenraum hinüberlauschend und verratend, daß sie von dort einen erwartete, und wie sie endlich mit Widerstreben und als klebten ihr die Sohlen am Boden, den Laden verließ.

Die Gesellen brachten indessen die Nachricht heim, die Berahnin drüben an der Münstergasse habe zwar viel müßige Leute und Besucher in ihrem Laden stehen, aber wenig Kunden, und die Gasse raune sich bereits zu, daß sie, als schlechte Zahlerin bekannt, nirgend langes Bleiben gehabt habe und wohl auch in ihrem neuen Verkaufsräume sich nicht lange werde halten können.

So kam ein Samstagabend heran, der dem Laden immer am meisten Verkehr brachte. Verena und Friederike, die Magd, befanden sich im Verkaufslokal, mit Reinigungsarbeiten beschäftigt. Es ging auf acht Uhr, die Zeit, da der Laden geschlossen wurde, als die Gilde Berahn eintrat. Sie war barhaupt und sehr bleich. Verena fühlte fast Mitleid mit ihr, so sehr sprang ihr gleich bei ihrem Eintritt der

Umstand in die Augen, daß das Mädchen wie eine Kranke bleich war. Das Lampenlicht zündete ihr ins Gesicht; selbst die Lippen und die Brauen brachten keine Farbe in den Schnee der Büge; nur die Augen glänzten und waren wie von einer Unruhe oder Angst groß.

„Guten Abend!“ grüßte Gilde; es war, als ob sie kurz an Atem wäre. Verena gab den Gruß still und nicht unfreundlich zurück, reichte der Kundin das Brot, das sie verlangte, und nahm das Geldstück, das diese ihr hinbot. Es war ein Zwanzigfrankstück, und Verena hatte nicht viel Münzen zur Hand; so dauerte es ein



Fritz Syberg: Beim Abendessen.

paar Augenblicke, bis sie das Herausgeld zusammengezählt hatte. Als sie aufblickte, stand Gilde nicht mehr am Ladentisch. Sie war auf die Schwelle der Backstube getreten, hastig, mit einem Schritt, und es war als hätte sie einen Namen auf den Lippen. Sie kam gleich darauf zurück, ein wenig verwirrt und immer bleich, nahm das Geld und ging. „Gute Nacht!“ flüsterte sie kaum hörbar, als sie hinauswich. Aber Verena bemerkte, daß sie draußen sich umwandte, nicht davonging, sondern von außen sich der Tür vorsichtig nochmals näherte und einen sonderbar angst- und hungerbollen Blick durch die Scheiben hereintwarf. Als sie, Verena, ihren Fegklappen wieder aufnehmen wollte, sah sie auch, daß auch Wilhelm den Blick der Gilde aufgefangen hatte. Er war aus der Backstube gekommen und näherte sich der Ladentür. Er hatte ein rotes Gesicht, seine Haltung war vornübergebeugt und es lag eine sonderbare Störrigkeit darin ausgeprägt,

als fürchte er ein: „Geh nicht!“ ehe er die Tür erreicht hätte, und sei bereit, ihm zu trohen.

Verenas Herz klopfte. Sie arbeitete weiter, aber als die Tür hinter Wilhelm ins Schloß fiel, zuckte sie zusammen und mußte innehalten, so eng war ihr der Atem. Mit Mühe raffte sie sich auf. Da stand die Magd neben ihr und sah sie an. In ihrem runzeligen Gesicht leuchtete ein ehrlicher Zorn, sie schien sprechen zu wollen, schwieg aber, doch sichtlich gezwungen, und sie wußten beide, daß sie denselben Gedanken hatten: „Was will es von ihm, das Mädchen?“

Sie taten weiter, was zu tun war. Nach einer Viertelstunde war Verena mit ihrer Arbeit fertig. Wilhelm war noch nicht zurück. Verena aber hatte ein Gefühl, als höre sie ihn flüstern. In Wirklichkeit konnte sie es unmöglich hören, aber es war ihr, als sei er nah, als geschehe etwas im Hause oder hinter der Tür oder —

Auf einmal tat sie selber die Ladentür auf und ging hinaus.

Die Nacht war still. Ueber den dunkeln Himmel schoben sich, schwach sichtbar, einzelne weiße Wolken; da und dort standen ein paar Sterne, die immer wieder in den Wolken untergingen; es war ein fast schmerzliches Erlöschen der kleinen Lichter. Die Straße war laut und wirr wie immer. Ein-, zweimal löste sich aus dem dunkeln Mischmasch der sich begegnenden Gestalten eine, kam über den kleinen Hof geschritten und verschwand in den Nachbarhäusern.

Verena hatte die Ladentür hinter sich gezogen, stand mit klopfendem Herzen und spähte in die Dunkelheit des Hofes. Dann stieg sie über die Stufen hinunter. Als sie das Pflaster betrat, peitschten ihr zwei Regentropfen das Gesicht, die aus einer einzelnen Wolke fielen. Völlig in den Gedanken an Wilhelm aufgehend, erschrak sie heftig ob der fremden Berührung. Aber sie ermannte sich und bog um die Ladenecke nach der Haustür hin. Blöcklich stutzte sie. Im Schatten der Ecke stand Wilhelm, das Behran-Mädchen bei ihm. Sie trennten sich, als sie Verena erblickten. Gilde huschte an ihr vorüber, sie bemerkte, wie sie im Vorbeigehen mit einem schönen Blick ihr ins Gesicht sah. Wilhelm stand breit, die Hände in die Taschen gehohlet, an der Haustür. Verena ging an ihm vorbei und sagte kein Wort. Aus dem Hausflur trat sie in die Backstube, durch diese in den Laden. Mechanisch begann sie an diesem die

Fensterläden vorzulegen. Kopf und Herz brannten ihr. Sie war fast so weiß wie vorher die Silbe. Nun hörte sie Wilhelm in die Badstube treten. Es war niemand dort als Friederike, die Magd. „Ist wieder niemand oben bei der Mutter?“ sagte Wilhelm zu dieser. Seine Stimme klang barsch.

„Gerade will ich hinauf; gerade bin ich fertig geworden mit der Arbeit,“ sagte die Magd. Sie rumorte noch hier und dort. Derweilen stand er, den breiten Rücken gegen die Ladentür gewendet, und sah ihr ungeduldig zu. Sein Gesicht war sonderbar anzusehen, ganz von Unruhe lebendig. Die Lippen zitterten ihm und seine Augen glänzten, seine Wangen waren rot vor Erregung. „Herrgott, bist Du noch nicht fertig?“ fuhr er plötzlich wieder auf; es kam kurz und qualvoll aus ihm heraus. Die Magd sah ihn an. Es schien ihr ein Licht aufzugehen, daß er sie weghaben wollte. Still ging sie aus der Tür. In diesem Augenblick wollte auch Berena sich an Wilhelm vorbeidrängen, aber er versperrte ihr den Ausgang.

„Ich will durch,“ sagte sie atemlos. Eben fiel die Tür hinter der Magd ins Schloß.

Da drehte er sich nach ihr um. „Wir müssen reden miteinander,“ sagte er.

Plötzlich hob Berena die rechte Hand ganz langsam und ruhig und streifte den Ring von ihrer Linken. „Nimm,“ sagte sie. Er nahm ihn.

„Brenel!“ sagte er. Eine Bewegung ging durch seine schwere Gestalt. „Seit ich — seit Du mit mir versprochen bist, habe ich mit ihr nicht mehr geredet, mit der Silbe.“

Berena antwortete nicht; sie glitt an ihm vorbei und der Flurtüre zu. Da rief er ihr leuchtend nach: „Brenel!“

Der Ton seiner Stimme zwang sie, sich umzusehen. „Du mußt doch hören,“ sagte er. Sie wußte selbst nicht, warum sie nicht weg konnte. Sie sah, wie er sich um Worte quälte. Endlich sagte er: „Das mit der Silbe ist schon vorher gewesen! Dann — die Mutter — ich sah, daß sie nicht einverstanden sein würde! Immer von Dir sprach sie, immer nur von Dir. Als ich es oft genug gehört hatte, meinte ich, daß es auch mir recht sein könnte. Da wußte ich noch nicht, daß ich es der Silbe schuldig bin, sie zu nehmen.“

Berena fiel die franke Base ein. Wenn die das hörte! An sich selber dachte sie gar nicht. „Sie gibt es auch jetzt nicht zu,“ stieß sie heraus.

„Sie wird wohl müssen,“ murrte Wilhelm. Er fand seine störrische Schwere wieder, hatte beide Daumen in die Westentasche, hing den Kopf vornüber und starrte den Boden an.

„Das kannst ihr nicht zuleid tun,“ sagte Berena in steigender Angst.

„Zuleid oder nicht, ich muß es tun!“

„Mußt —“ stammelte Berena, als ob sie auf einen Ausweg fände.

„Wenn ich ehrlich sein will,“ sagte er.

Da wußte sie, was er meinte. „Jesus, mein Gott!“ sagte sie.

„Ich habe sie auch gern, die Silbe,“ warf er hin. In seinem Ton war etwas Fäulnisches, als geschähe ihm unrecht, nicht ihr. Berena ging ein grelles Licht auf: „Siehst jetzt, gar nichts gültst ihm!“ Aber immer noch mußte sie nur an die Base denken.

„Wilhelm, daß nur die Mutter zugrund geht, an dem, was Du ihr antust,“ sagte sie. Die Worte kamen ihr mit einem tiefen Atemzug aus dem Innersten herauf. Sie wendete sich darauf und verließ die Stube.

Langsam stieg sie die Treppe hinan. Sie hörte, wie Wilhelm die Badstube abschloß. Jetzt kam er mit schweren, entschlossenen Schritten ihr nachgestiegen. Halt! Er kam es ihr sagen, der Mutter! Berena stockte der Herzschlag bei dem Gedanken. Unwillkürlich stand sie still und wartete, bis er kam. Er wollte an ihr vorbeigehen, aber sie wehrte ihm. „Halt, ich will es ihr sagen!“

Er sah sie ganz erstaunt an. Aber er ließ sie gehen. Mit vorüberhängendem Kopfe schritt er nach seiner Kammer, als sie bei der Base eintrat. — —

Das war ein Tag, als hingen schwarze Wetterwolken bis auf die Dächer von St. Felix nieder. Aber es war ganz hell am Himmel und ob der Stadt, und durch die Straßen trieb das geschäftige Leben. Nur im Haus zum Höfflein war die Wetterfahne; das war inmitten des lauten, hellen Tages eine Insel, auf der Nacht und schwere Stille lagen.

„Sie will Dich nicht sehen,“ sagte Berena zu Wilhelm, der am Morgen zum drittenmal einen Anlauf nahm, bei seiner Mutter einzutreten. Schon am Abend vorher hatte er denselben Bescheid erhalten. Jetzt schoß ihm das Blut jäh ins Gesicht. „Herrgott, da will ich jetzt doch gern sehen, wen ich fragen muß,“ sagte er und streckte die Hand nach der Türklinke. Sie standen wieder an der Kammer der Base.

Berena sah ihn ganz ruhig an. „Wenn Du nicht Geduld haben kannst, mußt es selber haben, was kommt,“ sagte sie. Etwas in ihrer Stimme quälte ihn. Er trat einen Schritt rückwärts.

„Es muß etwas geschehen,“ murrte er. Aus seinem Ton war zu hören, wie er mit sich selber zerfallen war. „Es muß in Ordnung kommen mit der Silbe,“ fügte er hinzu.

„Das weiß ich, daß es in Ordnung kommen muß,“ gab Berena zurück. „Wenn Du mich machen lassen willst, so — am Ende wird sie es schon begreifen, die Base.“

„Dich?“ stotterte er und sah sie verblüfft an. Ihre Erscheinung kam ihm nachher nie mehr aus dem Sinn, wie sie in ihrem grauen Kleid und der schwarzen Schürze dagestanden, ein Zucken um den Mund und um die Nasenflügel, sonst aber ruhig und ergeben.

„Ich möchte — wenn ich kann — noch Frieden machen zwischen der Base und Dir,“ sagte sie. Da senkte er den Blick vor dem ihren, wendete sich ab und ging die Treppe hinab. „Geh nur,“ sagte er im Davongehen.

Berena trat wieder bei der Base ein. Den ganzen Tag kam sie nur einmal heraus, um etwas Suppe für die Franke zu holen. Dabei sagte sie zu keinem ein Wort; nur die Magd mahnte sie: „Schau gut zum Raden; Friederike; ich muß heute oben bleiben.“

Wilhelm arbeitete mit den beiden Gesellen. Gegen Abend ging er für eine Viertelstunde weg und um die nächste Gassenecke. Da steckten die Gesellen und die Magd die Köpfe zusammen wie erlöst.

„Jesses, was für ein Tag!“ sagte die Friederike. Nachher tauschten sie ihre Wissenschaft aus: das ist geschehen und das und das, und so ist's gewesen und so und so.

„Habe ich es nicht gesagt, daß er früher immer in Strümpfen nachts über die Treppe hinabgeschlichen ist, der Wasser!“ sagte der eine Geselle. Nachher wußte der andere etwas und nachher der erste wieder. Sie tuschelten noch, als Wilhelm zurückkam, die Ladentür hinter sich zuschlug und den Rock an den Nagel hing, den er über das Mehlhemd angelegt hatte. Er warf einen wilden Blick auf die beiden Knechte, die sich hastig über die Tröge, die sie reinigten, gebeugt hatten.

Derweilen stand Berena oben an der Base Bett. Diese hatte sich ausgerichtet und saß steif, den Rücken von einem Kissen gestützt, da. Ihr Gesicht war gelb, und es lag etwas Hungerhaftes und Dürftiges darin, nicht als ob die Base Katharina leiblichen Hunger litt, wohl aber wie ein Gesicht aussieht, das ein Kummer zu einer schmalen Herbeheit zusammengedrückt hat. Sie trug eine weiße Haube, von der das

gelbe Gesicht scharf abstach, und lust so scharf sonderte sich das harte Bräunel der hageren Gelenke der Hände, die auf der Decke lagen, von dem Weiß der Hemdärmel.

„Wenn jetzt dann geredet ist zwischen mir und — dem Wilhelm, dann wirst gehen?“ sagte die Base. Ihre spröde Stimme stand in festem Einklang zu der abgemagerten Gestalt.

„Ja,“ sagte Berena; „zu den Brüdern will ich heim.“

Die Base spreizte die dünnen Finger, als wollte sie nach dem Mädchen fassen, legte sie aber dann nur zitternd ineinander. „Da wird es recht gehen bei uns,“ sagte sie; „ich im Bett, der Wilhelm — wie soll der Gedanken haben! — Hast recht, geh nur — so siehst nicht alles zusammenfallen.“

Die Worte klangen dürr; es lag kein Schluchzen darin; nur die Kinnlade der alten Frau klapperte einmal wie vor Frost. Und das Glend schrie doch aus jedem Ton.

Berena überrann ein Gefühl, als spannten sich ihre Muskeln. Sie empfand, daß sie etwas geworden war in dem Haushalt; sie konnte nicht leugnen, daß er vielleicht in die Brüche ging, wenn sie jetzt wegging. Etwas drängte in ihr. „Ich — ich will nicht gleich fort,“ sagte sie; „ich will noch warten — ein wenig.“

Die Base Katharina nickte eigentümlich, so, als wollte sie sagen: „Das glaubst ja selber nicht, was Du sagst.“ Dann drückte sie sich selbst das Kissen noch fester in den Rücken, strich die Decke glatt und sagte: „So soll er jetzt kommen, der Wilhelm.“ Sie saß bolzgerade, als sie das gesagt hatte, und wartete, während Berena den Bettler holen ging.

Wilhelm trat allein bei der Mutter ein. Berena ging in die Nebenstube. Es war ihr, als müßte sie in der Nähe bleiben.

Die Unterredung dauerte lang. Was die beiden sich sagten, konnte Berena nicht hören, wollte es auch nicht. Sie vernahm nur die Stimmen, die dürre, scharfe der Base und die starke, murrende Wilhelms. Es war, als rängen diese beiden Stimmen miteinander, immer und immer wieder; man glaubte zwei Kämpfende aneinander aufstehen zu sehen, von denen keiner wich. Endlich ging das Gespräch in abgehackte, schwere Worte über. Wilhelm sprach allein zuletzt. Er tat kurz nachher die Tür zur Kammer auf, in der Berena stand. „Du kannst hereinkommen,“ sagte er und drehte ihr den Rücken, sobald sie eintrat. Aus Fenster ging er und stand dort, auf die nächsten Dächer starrend. Der schwere Mensch mit dem hohen Rücken nahm fast, die Scheiben verdeckend, das Licht aus der Stube.

„Er will die Hochzeit gleich auskündigen lassen,“ sagte die Base.

Berena nickt nur. Die Base aber, die noch immer steif und eigentümlich im Bett saß, fuhr fort: „Er kann nicht warten, bis ich tot bin.“

„Ihr müßt nicht —“ wehrte Berena und trat zu ihr, wunderte sich dabei, daß Wilhelm am Fenster sich nicht auffahrend umwendete. Er stand dort wie ein störrischer Alog.

„Es hätte doch nicht lange mehr gedauert,“ sprach die Base in ihrem bitteren, knappen Ton weiter. Und dann: „Nun, es ist Platz im Haus. Hier drinnen braucht nichts anders zu werden. Er weiß auch, daß er mir nichts Neues hereinbringen soll.“

„Ihr braucht nicht Angst zu haben,“ knurrte Wilhelm, ohne sich umzusehen.

Die Base sah Berena mit ihren faltenumzogenen Augen an. „Wenn Du noch bei mir bleiben könntest, bis — es — Du weißt ja, daß es nicht mehr lang' — gehen wird mit mir.“

Die Bitte klang dringend, fast gleichgültig. Es schien in diesem Augenblick, als hätte die Base einen Schlag vor den Verstand erhalten, so eintönig sprach sie.

(Fortsetzung folgt.)

Wo strahlt deine lachende Sonne?

Wo strahlt deine lachende Sonne?
Wo scheint dein freundlicher Mond?
Herz, du hast sie verloren,
beide, die in dir gewohnt.

Berschwiegen murmelt ein Brunnen —
da hast du geruht und gelauscht —
du hast für das strahlende Leben
die heimlichen Zweifel getauscht.

Wilhelm Solzamer.

Im Obstgarten.

Von Hermann Krafft.

Soll der Obstgarten gute und reiche Frucht tragen, so gilt es, seinen Gliedern, den einzelnen Obstbäumen, nicht minder sorgfältige und sachgemäße Pflege zukommen zu lassen, als man solche für die Gemüsepflanzen und andere Gewächse für notwendig erachtet.

Schon bei der ersten Einrichtung des Obstgartens werden grobe Fehler und Versehen gemacht, die sich später bitter rächen. Es ist grundfalsch, zu glauben, daß die Obstbäume in jedem Boden wachsen müssen. Ist man in der Wahl des Geländes nicht beschränkt, so bevorzugt man einen besonders tiefgrundigen Boden in geschützter, warmer Lage. In einem nicht zu trockenen, lehmigen Erdreich fühlen sich die meisten Obstbäume am wohlsten. Ein leicht abfallendes, nach Südwesten, Süden oder Osten geneigtes Land ist das beste Gelände. Gewöhnlich wird man ja den Garten wählen müssen, wie er geboten wird. Da heißt es, die Verhältnisse den Erfordernissen anzupassen. Dabei ist zu berücksichtigen, was für Obst und was für Formen angebaut werden sollen. Oder das Obst muß den gegebenen Bedingungen entsprechend gewählt werden. Für kleine Verhältnisse kommt vorwiegend Buschobst und Formobst in Frage; für Großbetriebe wird der Hochstamm mehr Berücksichtigung finden. Äpfel verlangen allgemein einen mittelguten Boden in mehr freier Lage. Birnen beanspruchen je nach der Unterlage, auf der sie veredelt sind, verschiedene Lage; bei Wildlingsunterlage ist tiefgrundiger, nährhafter Boden erforderlich, Quittenunterlage ist mit weniger tiefem Boden zufrieden, der aber um so nährhafter sein muß. Die Kirsche ist etwas weniger anspruchsvoll, sie wächst in sehr leichtem wie in recht schwerem Boden verhältnismäßig gut; ein freier Standort ist anderem vorzuziehen. Die Pflaume will frischen, nährhaften Boden. Am anspruchsvollsten sind Aprikosen und Pfirsiche, die unbedingt ein gutes, nährhaftes Erdreich verlangen.

Entspricht das Erdreich des gewählten Gartens nicht den jeweiligen Anforderungen, so muß der Boden verbessert werden. Je nach Beschaffenheit wird das ganze Land 60 bis 100 Zentimeter tief rigolt. An den Stellen, wo die Bäume gesetzt werden sollen, werden besondere Baumgruben ausgehoben, die mit entsprechend präparierter Erde gefüllt werden. Ist der Boden sehr lehmig und stark feucht, so wird sandige Komposterde zugefügt, trockener Sandboden verlangt Zusatz von humusreicher Gartenerde. Lettenschichten und Ortstein darf im Bereiche der Wurzeln ebensowenig geduldet werden, wie sich kein Grundwasser hier ansammeln darf. Eine kieselige Unterlage ist bei sehr feuchtem Erdreich anzuraten. Ist der Boden kalt, so geben Pferdemist, Schafmist und Straßenfärsch einen wärmenden Dünger ab. Kuhmist gibt hitzigem und leichtem Boden die erforderliche Frische. Gips-, Kalk- und Mörtelabfälle sind gute Beigaben für kalte Böden; das gleiche gilt vom Lehm für Sandboden.

Ist das ganze Landstück, das nur mit Obstbäumen besetzt werden soll, rigolt worden, so genügt es, wenn die Baumlöcher zur Pflanzung ein wenig größer gemacht werden, als es die vorhandenen Wurzeln der zu pflanzenden Bäume erfordern. Sollen jedoch nur einzelne Bäume gesetzt werden, während das übrige Land anderen Kulturen dienen soll, so wird man, da dann ein so tiefes Rigolen nicht erforderlich ist, die Baumlöcher etwa 1 bis 2 Meter im Durchmesser ausheben und diese mit Erdreich wieder füllen; hat die Erde sich genügend gesetzt, so kann die Pflanzung erfolgen. Die Tiefe der Gruben betrage 60 bis 100 Zentimeter. Etwa die Hälfte wird wieder mit gewöhnlicher Erde gefüllt, dann kommt eine dicke Schicht von geeignetem Dünger und nun für die einzelnen Obstarten besonders präparierte Erde. Die gefüllte Baumgrube muß über das andere, nicht rigolte Erdreich emporragen, damit alles wieder in gleicher Höhe ist, wenn sich das Erdreich in der Baumgrube gesetzt hat. Diese Bodenbearbeitung findet am besten im Herbst oder im Winter statt. Ist der Boden sehr naß oder gar sumpfig, so wird man das Baumloch sehr hoch mit Erde auffüllen, so daß auch nach dem Senken des Erdreichs noch ein Hügel verbleibt, auf den dann die Pflanze zu stehen kommt. Solche auf Hügel gepflanzte Bäume dringen mit ihren Wurzeln nicht tief in den Boden, sondern kriechen nahe unter der Oberfläche des die Baumlöcher umgebenden Erdreichs, dadurch die Fruchtbarkeit der Bäume fördernd. Je länger dem Erdreich in der Baumgrube Zeit zum Sichsetzen bleibt, um so besser ist dies; früher als drei Monate nach der Anfüllung sollte nicht mit dem Pflanzen begonnen werden. Bei zu frühem Pflanzen werden die Wurzeln durch das Sinken der Erde aus ihrer Lage gebracht und gestört; gewöhnlich stehen dann auch die Bäume zu hoch. Wer schon im Herbst pflanzen will, muß also beizeiten den Boden vorbereiten.

Zum Pflanzen der Obstbäume ist von Ende Oktober bis in den April hinein geeignete Zeit, wenn Frost oder starker Regen nicht hinderlich sind. Eine alte Praktikerrregel lautet: Pflanze, wenn es dir möglich ist, lieber im November als im Dezember, lieber im Dezember als im Januar, lieber im Januar als im Februar, lieber im Februar als im März, lieber im März als im April. Das heißt also, je früher gepflanzt wird, um so besser ist es. Die Vorteile frühen Pflanzens sind diese: Die Bäume bilden vor Beginn der Wachstumsperiode Faserwurzeln; Schnee und Regen fügen das Erdreich ordentlich um die Wurzeln; der Frost lockert die obere Erdschicht, so daß den Wurzeln Luft zugeführt wird, nach Frühjahrspflanzung bildet sich leicht eine die Luft abschließende feste Erdkruste; die Wurzeln trocknen im Herbst und Winter nicht so ein wie bei späterer Pflanzung; Begießen im Frühjahr wird überflüssig, da der Boden über Winter Feuchtigkeit ansammelte.

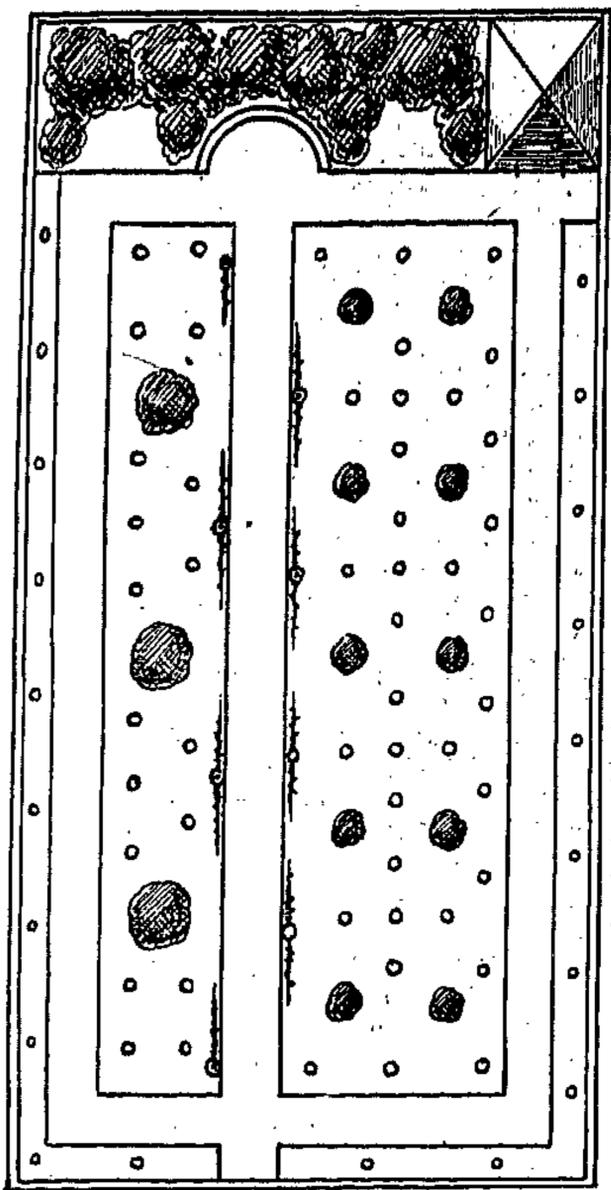
Zum Pflanzen der Bäume wird eine Grube ausgeworfen, so daß die Wurzeln bequem hineinpassen. Die Wurzeln dürfen nicht stark beschnitten werden, sondern nur einige werden mit scharfem Messer etwas gestutzt. Nun hält ein Mann die Pflanze in das Loch etwas tiefer, als sie hernach stehen soll, ein anderer schaufelt Erde locker darauf. Durch Mitteln und Höherziehen des Baumes erreicht man, daß die Erde sich überall um die Wurzeln verteilt. Diese werden zunächst nur leicht mit Erde bedeckt, dann kommt eine Schicht Dünger und endlich wieder Erde. Durch reichliche Wassergabe zwingt man die Erde, alle Lücken auszufüllen. Ist der Baum fertig gepflanzt, so soll er so stehen, daß seine Veredelungsstelle sich gerade über dem Erdboden befindet. Wird die Veredelungsstelle mit in die Erde gebracht, so verwildert die Pflanze leicht, indem das Edelreis aus der Veredelungs-

stelle Wurzeln schlägt. Um den Baumstamm erhält das Erdreich eine napfartige Vertiefung, damit sich das Regenwasser hier ansammeln kann. Nur bei feuchten Böden ist ein solcher Gießrand überflüssig. Muß man die Obstpflanze anspählen, so setzt man die Pfähle am besten vor dem Pflanzen in den Boden, da durch späteres Einschlagen die Wurzeln leicht beschädigt werden. Beim Anbindern legt man das Band in Form einer 8 um Baum und Pfahl, bindet aber den Strick nur locker, damit der Baum mit dem sich setzenden Erdreich folgen kann und nicht wie ein Gehenker am Pfahl sitzen bleibt. Das Einstuben der Wurzeln ist in dem Wilde „Das Beschneiden junger Obstbäume“ mit veranschaulicht.

In der Einrichtung des Obstgartens ist man abhängig von der Größe, Form und Lage des Geländes, wie auch davon, welche Obstarten und Baumformen gewählt werden sollen. Beim Liebhaber wird, schon des meist beschränkten Mannes halber, das Busch- und Formobst vorherrschen. Unser Bild „Lageplan eines Obstgartens“ gibt einen Entwurf wieder, der für viele Verhältnisse ganz oder teilweise verwendbar sein wird. Der 10 Meter breite und 20 Meter tiefe Garten zeigt einen Hauptweg von 1 Meter Breite, der vom Eingang zu einem Sitzplatz führt. Für die Ausgangswege genügt eine Breite von 0,90 Meter. Der Sitzplatz ist mit Biersträußern und Fliederbeerbüschen umgeben, davor mögen einige Blumen Platz finden. Vor der halbkreisförmigen Bank kann ein runder Tisch aufgestellt werden. Rechts vom Gehbüsch ist eine gedeckte Laube vorgesehen, 2 Meter breit, 2½ Meter tief, mit Ausgang auf den rechten Seitenweg. Auf dem Gelände links vom Hauptweg sind die Kirschenhochstämme, dazwischen Beerenobst. Rechts vom Wege stehen als größere Pflanzen fünf Apfelpyramiden und fünf Birnpyramiden je in einer Reihe, dazwischen wieder Beerenobst; an dem rechten Ausgangsweg stehen 14 Beerenobsthochstämme. Zur Zwischenpflanzung des Beerenobstes sind 38 Sträucher erforderlich, die aber, sobald sich Kirschen, Äpfel und Birnen stärker entwickelt haben, zum Teil beseitigt werden; in den ersten Jahren nach der Anlage erhöhen diese Beerenobststräucher die Ertragsfähigkeit des Gartens. Am Hauptwege stehen links zwei einarmige und zwei zweiarmlige Kordons, rechts drei zweiarmlige Kordons. Für die Beete längs den Grenzen sind 20 Spalierbäume vorgesehen; der Platz reicht aber auch für 65 Bäume in U-Form aus.

Welche Obstformen gewählt werden sollen, wird von mancherlei Umständen abhängig. Den Hochstamm wird man meist bloß da wählen, wo nur einzelne Pflanzen in andere Kulturen eingesetzt werden sollen. Somit ist für freie Räume die Pyramide oder das Buschobst wohl die bevorzugte Form; ihre Gestalt ist durch den Namen genügend bezeichnet. An Hauswänden, aber auch an Zäunen und Grenzen kommt das Spalierobst zu seinem Recht, das an straff gespannten Drähten gezogen wird. Den doppelten aufrechten Kordon, auch U-Form genannt, zeigt das Bild „Obstbaumformen“ links. Zieht man die Zweige statt aufrecht wagerecht, so entsteht der wagerechte Kordon, auch schlechtweg Kordon genannt. Das Bild zeigt rechts einen einarmigen Kordon. In der Mitte erblicken wir eine Palmette mit schrägen Ästen. Die Äste können aber auch wagerecht gezogen werden. Läßt man bei einer Palmette mit wagerechten Ästen diese schließlich wieder senkrecht aufwachsen, so entsteht ein Palmette-Berrier. Das sind die wesentlichsten Baumformen. Andere laufen zumeist auf Spielerei hinaus; so sieht man oft Namenszüge aus Zwergobst geformt.

Wer will, mag sich diese Formen selbst heranziehen; wer aber auf schnellen Ertrag rechnet,



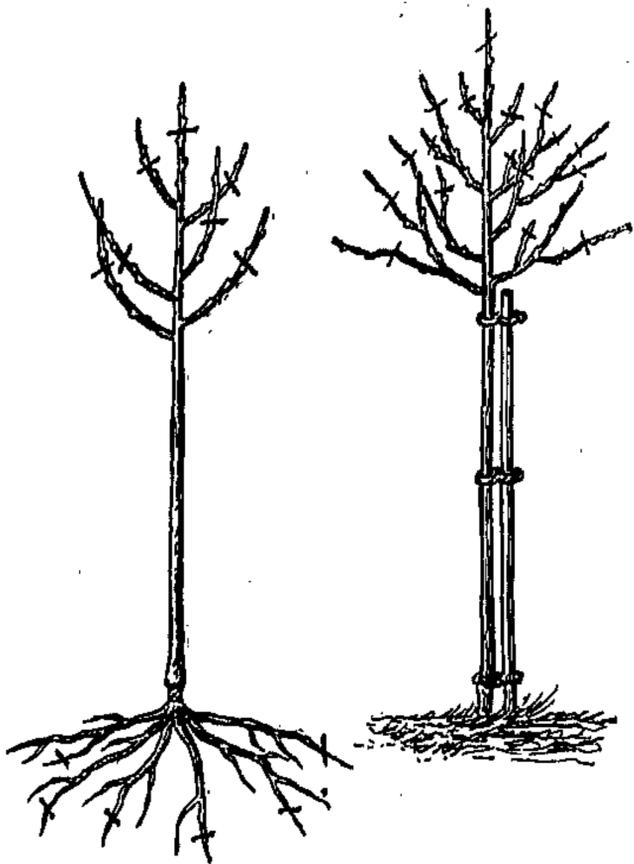
Lageplan eines Obstgartens.

Etwa im fünften Jahre nach der Pflanzung hört dies Beschneiden auf, da nun die Pflanzen soweit sind, daß sie Früchte ausbilden können. Für die Folge wird man nur so schneiden, daß das Innere der Krone licht und luftig bleibt; nach außen wachsende Zweige läßt man gehen. Nur wo Zweige sich kreuzen und reiben, da entfernt man einen. Auch entstehende Wasserschößlinge sind zu beseitigen, diese werden fast an der Ansatzstelle entfernt. Wie die Krone, so wird auch das Buschobst behandelt. Bei dem Zwergobst ist aber ein weiterer Schnitt nötig, der auf Erhaltung der Form und auf Bildung von Fruchtholz Rücksicht nimmt. Mit diesem Schneiden soll auch der Saft gleichmäßig in alle Triebe geleitet werden. Dabei ist zu bedenken, daß der Saft in die Höhe steigt und die obersten Augen auf Kosten der unteren begünstigt. Man schneidet im Frühjahr, ehe noch der Saft zu steigen beginnt. Dabei bleibt nicht mehr Holz stehen, als es die Form bedingt, und alle Nester müssen ganz mit Fruchtholz besetzt sein. Nie dürfen mit Fruchtholz besetzte Zweige sich behindern, alle müssen genügend Luft und Licht bekommen. Im Sommer findet dann ein Pinzieren oder Abkneifen der krautigen Triebe statt, wodurch das Fruchtholz hervorgerufen und gestärkt wird. Dieses Pinzieren erfordert große Sachkenntnis und wird bei den verschiedenen Obstarten verschieden gehandhabt; oft verlangen selbst die verschiedenen Individuen einer Obstart eine unterschiedliche Behandlung. Auch das Ausbrechen ganzer Zweige, der Schröpfungsschnitt und der Ringschnitt — das alles dient zur Stärkung einzelner Bäume — sind durch Beobachtung oder unter sachgemäßer Anleitung zu erlernen. Wer keine Übung darin besitzt, läßt sich diese Arbeiten lieber von einem tüchtigen Baumgärtner zeigen, bevor er selbst sein Heil versucht, er würde sonst seine Bäume leicht zugrunde richten.

Die weitere Pflege der Obstbäume besteht in der Beseitigung von Moosen und Flechten, die sich auf den Stämmen und Nesten ansiedeln und hier der Luft den Zutritt zum Innern der Pflanze verwehren. Zudem bieten diese Ueberpflanzen auch allerlei Schädlingen willkommenen Unterschlupf; ihre Beseitigung ist deshalb doppelt notwendig. Mit Rindenbürsten und Baumkraker schabt man die Ueberpflanzen ab, dabei darf jedoch die Rinde nicht verletzt werden. Diese Arbeit verrichtet man am besten im November. Das Abgeschabte wird verbrannt; so vernichtet man wenigstens die Schädlingsbrut. Die abgeschabten Stamnteile werden mit Kalkmilch überstrichen, wodurch die in den Rissen der Rinde sitzende Insektenbrut auch getötet wird. Die Kalkmilch erhält man durch Verdünnung von gelöschtem Kalk mit Wasser. Beim niedrigen Formobst mag man nach dem Frühjahrsschnitt alle Stengelteile mit einer Auflösung von grüner Seife abpinseln oder abbürsten, was die Brut nicht vertragen kann.

Um den schädlichen Frostspanner fernzuhalten, legt man im Oktober Klebringe oder Raupengürtel um den Stamm, auf denen die

heraufkriechenden Schädlinge sich fangen. Gut man im Winter Nagetiere zu befürchten, so tut ein Stück um den Stamm gelegtes Drahtnetz gute Dienste, das aber so hoch sein muß, daß der obere Rand selbst bei hohem Schnee von den Nagern nicht erreicht werden kann. Im übrigen sorgt



Das Beschneiden junger Obstbäume.

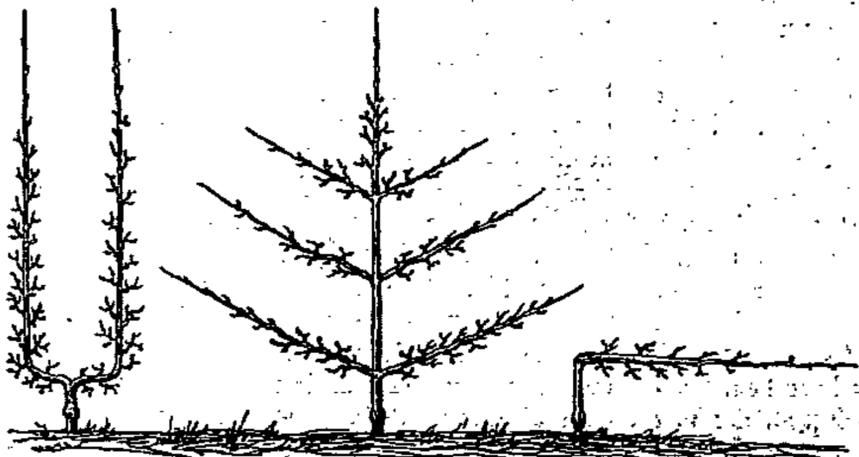
der pflanze schon geformte Bäume, die zwar etwas tener sind, dafür aber meist schon im zweiten Jahre einen Ertrag abwerfen. Zudem ist die Unterhaltung schon geformter Bäume einfacher als das Heranziehen der Formen.

Schon bei der Pflanzung ist die Krone zu beschneiden, wie es der linke Baum im Bilde „Das Beschneiden junger Obstbäume“ andeutet. Nach einem Jahre sieht das Bäumchen etwa so aus, wie es rechts im Bilde dargestellt ist. Nun heißt es richtig schneiden. Die aus der obersten Knospe jedes Zweiges hervorgegangenen längsten Triebe werden je nach ihrer Stärke auf vier, fünf oder sechs Augen geschnitten. Diese Triebe geben die Leittriebe ab, die zur Vergrößerung der Krone dienen sollen. Die tiefer sitzenden Triebe werden auf drei, höchstens vier Augen geschnitten; hier soll sich das Fruchtholz bilden. In gleicher Weise schneidet man im folgenden und eventuell im dritten Jahre nach dem Pflanzungsjahr, jedesmal im Frühling, sobald die Fröste aufhören. Die Schnittstellen bestreicht man zweckmäßig mit Baumwachs, da sonst leicht einige Augen am Baume verloren gehen. In gleicher Weise wird natürlich alles andere Obst behandelt, das erst zu tragbaren Bäumen herangezogen werden soll.

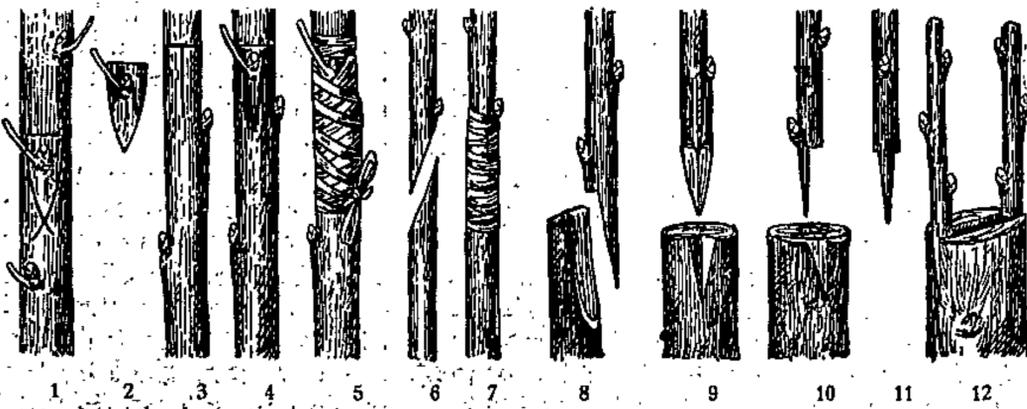
man durch Abfangen und durch Abklopfen der Zweige für die Beseitigung mancherlei schädlicher Raupen, Schmetterlinge und Käfer. Endlich sei noch darauf verwiesen, daß eine Begünstigung der insektenfressenden Vögel den Obstbaumschädlingen natürliche Feinde schafft.

Auch das Düngen darf nicht vernachlässigt werden. Durch alljährliches Umgraben der Baumscheibe und Unterbringung von natürlichem Dünger, durch Gießen mit Sauche und auch mit künstlichem Dünger kann man viel zur Förderung der Ernte beitragen.

Wer seine Obstbäume selbst heranziehen will oder wer bei älteren Bäumen durch Aufsetzen von Edelreisern die verloren gegangene Form wieder gewinnen will, muß mit den verschiedenen Veredelungsmethoden vertraut sein. Je nach der Art des Obstes, nach der Zeit und nach dem Zweck der Veredelung wird man bald zu dieser, bald zu jener Veredelungsart greifen müssen. Die wesentlichsten Methoden zeigt unser Bild „Veredelungsmethoden“. Bei 1 bis 5 ist das Okulieren dargestellt, das im Sommer Anwendung findet. Das Auge gewinnt man von einem Edelreis aus der Mitte des Zweiges. Das Blatt wird abgeschnitten, um das Auge wird ein schildförmiger Schnitt vollzogen (1), dann wird das Schildchen abgelöst (2); die Rinde der Unterlage (des Wildlings) wird T-förmig geschnitten (3), die Rindenlappen werden los-



Obstbaumformen.



Veredelungsmethoden.



Erntetag. Nach einem Gemälde von Richard B. Adam.

gelöst und dahinter wird nun das Edelauge geschoben (4), dann ist die Veredelungsstelle zu verbinden (5), wobei aber das Auge selbst freiliegen muß. Sibt nach etwa 14 Tagen das Blattstiende noch fest, so ist das Auge nicht angewachsen; man kann die Veredelung wiederholen, wenn die Unterlage noch in Saft ist.

Beim Kopulieren (6 und 7) müssen Unterlage und Edelreis gleich stark sein. Der Wildling wird von unten nach oben, das Edelreis von oben nach unten möglichst schräg geschnitten (6), beide Teile müssen genau aufeinanderpassen und werden dann verbunden (7). Die Veredelungsstelle, wie auch das obere Schnittende des Edelreises werden mit kaltschmelzigen Baumwachs verstrichen.

Ist die Unterlage stärker als das Edelreis, so greift man zum Anschästen oder Anplatten (8) oder zum Pfropfen (9 bis 12). Das Bild zeigt deutlich, wie die einzelnen Schnitte auszuführen sind. Nach dem Einsetzen des Edelreises in die Unterlage wird beides verbunden und mit Baumwachs verstrichen. Beim Pfropfen in den Spalt (12) wird der Spalt in der Unterlage mit einem Stückchen Rinde belegt, damit das Baumwachs nicht in den Spalt eindringen kann. Das Verbinden erfolgt zweckmäßig mit Wast. Grundbedingung für ein gutes Gelingen der Veredelung ist stets ein sauberer glatter Schnitt mit scharfem Messer. Die Edelreiser wählt man etwa 3 bis 8 Zentimeter lang mit 2 bis 4 Augen. Das Reis muß genau über der obersten Knospe schräg nach unten geschnitten werden, damit das Wasser ablaufen kann. Die Veredelungsstelle wächst später zu einer mehr oder minder dicken Geschwulst, dem Veredelungswulst, aus. Dieser Wulst darf beim Verpflanzen niedrig veredelter Pflanzen nie in die Erde kommen.

Das Faaborger Museum und seine Kunstschätze.

Von Th. Völcker.

Fern von der Hauptstadt Dänemarks und abgelegen von den großen Verkehrswegen führt Faaborg ein stilles, bescheidenes Dasein. Es ist eine Kleinstadt an der Südküste der Insel Fünen, zählt kaum 4000 Einwohner und scheint auch vorläufig wenig Aussicht auf starken Zuwachs zu haben. Ein großer, schöner Hafen ist in den letzten Jahren ausgebaut worden, Schiffe fänden dort Platz genug und Schutz vor der Gewalt der Stürme. Aber es kommen ihrer nicht gar viele nach Faaborg.

Die unter preussischer Herrschaft stehenden Dänen aus Nordschleswig und von der Insel Wjien besuchen gern die gastfreie Insel — kommen mit dem Dampfer, der dreimal die Woche von Flensburg aus herüber- und hinüberfährt. Eine herrliche Fahrt zur Sommerzeit! Von Flensburg durch die Förde, wo das Schiff einmal an diesem, einmal an jenem Ufer anlegt, und weiter nach der Insel Wjien mit dem freundlich daliegenden Sonderburg und dann über die weite Meeresfläche des Kleinen Welt, bis wir zwischen kleineren Inseln hindurchkommen und uns der alte Kirchturm von Faaborg entgegenwinkt — ein Kirchturm, dem die Kirche schon längst verschwunden ist.

Es sind kaum fünf Minuten vom Hafen, eine etwas hügelige Straße hinauf, und bald sieht man rechter Hand ein altes Patrizierhaus liegen, das seiner Bauart nach aus dem ersten Viertel des vergangenen Jahrhunderts stammt. Hier hat das Faaborger Museum sein Heim gefunden, gegründet und der Allgemeinheit übergeben von einem Obstwein- und Konservenfabrikanten namens Mads Rasmussen.

Es sind fast alles Werke finnischer Künstler, die der Mann angekauft und hier in seinem Museum untergebracht hat. Es ist Heimatkunst im engeren Sinne des Wortes.

Eigentlich wäre es Aufgabe Odenses, der Hauptstadt Finlands, gewesen, den Werken dieser Künstler ein würdiges Obdach zu bieten. Odense hat ein großes, geräumiges Museumsgebäude, und man hat dafür gesorgt, daß die lieben Mitbürger sich an Gipsabgüssen der besten antiken Bildwerke klassisch erbauen können. Auch die Werke der Malerei älterer und neuerer Zeit sind dort in bescheidener Auswahl zu finden, aber für die Maler der engeren Heimat und der Gegenwart hat man keinen Raum übrig gehabt oder noch nicht das nötige Verständnis gefunden. Nun ist es aber gewiß auch nicht zu bedauern, daß das kleine Faaborg dazu ausersehen wurde, ihren Werken ein Heim zu bieten. Faaborg ist gewissermaßen die Wiege dieser Kunst. In dieser Stadt und in dieser Gegend der Insel sind die meisten der finnischer Maler geboren. In Faaborg, in dem gastfreien Hause des Malermeisters Stryk Hansen sind sie als junge Leute ein- und ausgegangen, haben sie Anregung gefunden für ihr künstlerisches Streben. Einige von ihnen begannen ihre Laufbahn als Malerlehrlinge, und so herrscht hier noch ein gewisser Zusammenhang zwischen Handwerk und Kunst. Doch ehe wir weitergehen und eintreten in die bescheidene und doch inhaltreiche Welt der Künstler von Fünen, seien der dänischen Kunst und ihren Zusammenhängen im allgemeinen einige Worte gewidmet. Die moderne Malerei Dänemarks, die auch im Auslande immer mehr Anerkennung gewinnt und gewinnen wird, hat ihre Anfänge in den siebziger Jahren des verflorenen Jahrhunderts. Damals setzte überhaupt in diesem Lande der Aufschwung des geistigen Lebens ein; es begann in gewissem Sinne eine neue Kulturepoche, die starke Anregungen durch Georg Brandes und seine Vorlesungen über die Hauptströmungen der Literatur empfing. Was seitdem in dem kleinen Dänemark auf dem Gebiete der Kunst geschaffen worden ist, fordert in seiner Fülle des Wertvollen immer wieder zu einem Vergleich mit der Glanzzeit der niederländischen Malerei im siebzehnten Jahrhundert heraus. Hier wie dort, und wie eigentlich überall, wo Werke dauernden Wertes geschaffen sind, trägt die Kunst ein heimatliches Gepräge. Der Klassizismus, der in der Nachahmung vergangener großer Kunstepochen und fremder Völker seine Stärke sucht, muß erst überwunden werden, und nicht nur bei den Künstlern selbst, sondern auch in der Öffentlichkeit und im kaufkräftigen Publikum, das dem Künstler erst sein Wirken und Schaffen möglich macht. In der Bildhauerkunst hat das alte Dänemark einen Mann hervorgebracht, der, obwohl er in der Kunst der alten Griechen Vorbild und Leitstern erblickte, Werke schuf, deren wunderbare Harmonien noch auf lange Zeiten vernehmbar bleiben werden. Aber Bertel Thorvaldsen war viel mehr Neuschöpfer als Nachahmer, und er verstand es auch, das Wesen bedeutender Persönlichkeiten zu erfassen und lebendig wirkend darzustellen. Wer in Deutschland herumkommt und sich die Denkmäler, sagen wir einmal die Schillerdenkmäler betrachtet, der wird, nachdem ihn manches pomphaft klassizistische Gebilde kalt gelassen, vielleicht in stiller Freude vor dem Standbild verweilen, das Thorvaldsen dem deutschen Dichter in Stuttgart gesetzt hat. Und kommt der Denkmalsbetrachter nach Mainz, da wird es ihm auch nicht verborgen bleiben, daß der Gutenberg des Dänen zu dem Besten zählt, was wir in Deutschland an Standbildern berühmter Männer haben. Aber Thorvaldsen ist ein Einziger geblieben. Wohl hat er in der Bildhauerkunst seine Nachfolger, doch auf die dänische Malerei ist sein

Schaffen ohne merklichen Einfluß geblieben. Dies gilt auch von dem klassischen Konturenmaler oder Zeichnerasmus Carstens, der noch dem achtzehnten Jahrhundert angehört ebenso wie hundert Jahre später von Lorenz Fröhlich, dem dänischen Maler und Illustrator, der sich deutschen Künstlern wie Ludwig Richter und seiner Gruppe anschloß.

Wie in der Glanzzeit der holländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts haben wir es in dem Dänemark unserer Zeit mit einer Kunst zu tun, die vor allem Natur und Menschentum der Heimat schildert und demokratische Züge trägt, soweit es die Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Zustände ergibt. In den Niederlanden begann der große Aufschwung der Malerei, als das Volk sich losgerissen hatte von der spanischen Fremdherrschaft. Da erst konnten Handel, Handwerk und Industrie sich stark entwickeln, und der Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete verschaffte den Kunstmalern ein kaufkräftiges Publikum. Es entstand eine bürgerlich-demokratische Kultur und bildete die Grundlage des Kunstgeschmacks. Die Heimat-erde und das Leben und Treiben des Bürgertums gaben dem Maler die Motive seines Schaffens. Allerdings haben wir auch Bauernmaler unter den Niederländern. Aber der Bauer, der wohl in den Unabhängigkeitskriegen noch mehr an Gut und Blut geopfert hatte als der Stadtbürger, hatte keinen rechten Anteil an der Kultur, und auf den Bildern der Niederländer spielt er eine lächerliche Rolle. Ernst nimmt der Maler auf dem Lande nur das liebe Vieh; auf Potters Bildern steht der Bauer oder sein Knecht neben dem Kind als eine nichtsagende Figur, als Staffage. Man wird unter den Bauernmalereien der alten Niederländer nicht eine finden, wie hier unser Bild: „Beim Abendessen“ von dem dänischen (finnischen) Maler Frijs Nyberg. Hier schweigt man nicht, hier betriibt man sich nicht; hier sitzt der Bauer nach des Tages Last und Mühe mit seiner Familie, seinen Arbeits- und Hausgenossen friedlich und sittsam am Tische, sein bescheidenes Mahl einzunehmen. Es sind gesittete Menschen, keine unflätigen Bauern im Sinne der alten Niederländer.

Und wie man in der Glanzepoche der niederländischen Malerei jener Zeit keine gesitteten und keine fleißig arbeitenden Bauern findet, wird man nach dem rohen, immer trunkenen Bauernvolk der Niederländer vergeblich in der Malerei Dänemarks unserer Zeit suchen können. Der Bauer im heutigen Dänemark gilt eben etwas und erscheint dem Maler wie dem Dichter als ein ernst zu nehmender Mensch — was übrigens jetzt auch in Holland und den anderen Kulturländern mehr oder weniger der Fall ist.

Auch Dänemark hat, ehe es in seine gegenwärtige Kulturperiode eintrat, Kriege durchzumachen gehabt, doch nicht, um eine Fremdherrschaft abzuwerfen, im Gegenteil richtete sich das Streben anfänglich darauf, die Herrschaft des dänischen Staates über eine Bevölkerung fremden Volksstammes aufrechtzuerhalten. Dänemark unterlag in dem ungleichen Kampfe — und der unglückliche Ausgang des Krieges war ein Glück für Land und Volk. Durch die Niederlage lernte das dänische Volk sich auf sich selbst besinnen, seine Kräfte den Aufgaben widmen, die die Heimat in überreicher Fülle bietet. Der mordspatriotische, schon den Kindern in den Schulen beigebrachte Größenwahn mußte einer Heimatliebe Platz machen, die auf höherer Wertschätzung der geistigen und kulturellen Kräfte des Volkes wie der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten des Landes beruht — einer Heimatliebe, um die wir in Preußen-Deutschland die Dänen beneiden können, wir, die wir infolge des Kriegsglückes mit einer wachsenden Fülle von Mordspatriotismus und Militarismus amtlich belastet sind.

(Schluß folgt.)

Begegnung.

Skizze von Carl Ruffe.

(Schluß)

Der Briefträger schimpfte, stöhnte, fluchte, hieb gegen die Steine, kam sich selbst erbarmungswürdig vor und war bei alledem froh, daß er sein Herz mal ausschütten konnte. Wie das erleichtert! Wie das befreit!

Der Landstreicher hörte zu. Er schien jedes Wort in sich hineinzufragen. Seine Augen verloren allmählich die Scheu; sie sahen freundlicher und heiterer drein.

„Ja,“ schloß der Briefträger schließlich ruhiger, „es kostet schon Sohlen. Jeden Tag nach Siedlitz, von da nach Rambowo, von Rambowo nach Herbersdorf, und manchmal auch noch nach Rombezin.“

„Und immer wieder zurück?“

„Nu natürlich. Dableiben kann ich doch nicht.“

„Immer wieder zurück. Jeden Tag zurück,“ sagte der Stromer und nickte. Er sah wieder in endlose Fernen. Er lächelte kaum merklich. „Hab's auch gemacht. Alle vierundzwanzig Stunden dieselbe Tour. Beldern, Niesendorf, Königsthal. Underthalb Jahr Tag für Tag. Von Königsthal aus sah man die Schiffe auf der Oder. Nur die Masten und Segel und die Fähnchen, die weit weg zogen. Immer weiter rein in die Welt. Ich jedoch konnte niemals hin. Immer muß ich in Königsthal umkehren. Und immer dacht ich mir, gerade hinter Königsthal muß die Welt wunderschön und fremd werden, und alles muß anders sein. Dörfer, die ich nicht kenne, Städte, die ich nicht kenne, Menschen, die ich nicht kenne, Wege, Wälder, Flüsse, die ich niemals seh', denn in Königsthal hat mein Bezirk 'n Ende. Und ich hab immer gestanden und nach der Oder gesehen, nach den Masten der Schiffe. Und bin einmal noch eine Stunde weitergelaufen, und konnt's nicht aushalten und hab's verflucht, daß ich jeden Tag Beldern, Niesendorf, Königsthal bestellen mußte. Und einmal . . . an so 'nem Tag wie heute, da hatt' ich gerade mein Gehalt bekommen und da hab ich den Krepel hingeworfen und bin weitergelaufen. Ueber Königsthal raus und immer weiter. Ja. Nu ist das auch schon manch Jährchen her.“

Der Briefträger schüttelte den Kopf. Für nichts und wieder nichts ausgerissen . . . na, na! Vielleicht waren da doch noch amtliche Gelder mitgegangen! Und laut sagte er: „Bist Du denn nie wieder retour gekommen?“

„Nee,“ sprach der Bagabund, „nie wieder. Ich geh immer so weiter.“

„Winter und Sommer?“

„Ja, was sonst? Immer so, wie mir's gerade gefällt.“

Er sprach es fast fröhlich und zufrieden. Seine nackten, staubigen Füße schienen sich leichter zu heben als vorher. Valentin Schulz ging neben ihm, als ob er schwer nachsinne. Er verstand es nicht ganz. Aber ihm war sowieso freier zumute . . . vielleicht weil er sich seinen Groll vom Herzen gesprochen hatte. Sein Stock schlug nicht mehr so hart gegen die Steine.

So schritten die beiden schweigend nebeneinander, bis die drei, vier Häuser von Rombezin dicht vor ihnen lagen. Der Briefträger hatte seinen Schritt schon verlangsamt: er hoffte immer, daß der Stromer sich nun freiwillig von ihm trennen würde. Schließlich konnte er als Beamter doch nicht mit so einem zusammen in Rombezin auftauchen. Aber als der wunderliche Gefährte keine Anstalten machte, zurückzubleiben, hob er den Stock und deutete vorwärts: „Da muß ich nu hin!“

In der Bewegung und den Worten lag klar, worauf er hinauswollte. Und der Kunde

verstand ihn. Er blieb stehen, wobei sein Oberteil noch ein paarmal hin und her pendelte, während die Füße schon ruhten, und sah den anderen mit einem Lächeln an. Eigentlich lag das Lächeln nur in den Augen.

Und mit einem Male überkam den Briefträger, der ihm nur lose zunickte und weitergehen wollte, ein seltsames Gefühl. Er trat von einem Fuß auf den anderen, brummte und fuhr zwischen zwei Knöpfe der Uniform. Vorsichtig holte er eine etwas abgeblätterte Zigarre vor und streckte sie dem Landstreicher hin.

„Da,“ sagte er, „Steck Dir man den Toback an. Ich hab hier noch welche. . .“

Der Stromer zog die Luft durch die Lippen und griff hastig zu.

„Schönchen, schönchen! So was kriegt man selten. Eher alles andere.“

Und während er an der Zigarre roch, als wollt' er sich schon einen Vorgeschnack des erwarteten Genusses verschaffen, fragte er: „Gehst Du denn nun gleich wieder nach Hause zurück? Da bist Du wohl gar verheiratet?“

„Ja,“ sprach Valentin Schulz, „seit drei Jahren. Und zwei Kinder sind auch da.“

„So, so, auch 'n paar Kinderchen.“ Und während er die Zigarre vorsichtig auf einen Meilenstein legte: „Da könnt'st De doch . . . könnt'st De doch hier die Pilze mitnehmen. Schmucken sehr gut . . . wunderschön schmucken se.“

Und er nahm den Stock herunter und löste eins der Bündel.

Aber der Briefträger wehrte energisch ab. „Nee, nee . . . das laß man. Die hast De Dir gesucht und kannst De selber brauchen.“

„Aber Mensch,“ drängte der Kunde und tippte sich ein paarmal gegen die Stirn, „wer soll se mir denn kochen? Denkst De denn, ich hab was davon? Ich krieg se doch nicht zu essen. Nimm se man ruhig mit!“

„Quatsch!“ sagte Valentin Schulz unwirsch. „In dem Tuch da könnt ich se doch sowieso nich nehmen. Ich kann se ja gar nich tragen.“

„Und die Tasche hier? Die is doch leer. Ich schütt' se Dir rein.“

Er knotete das Bündel schon auf. Die Schwämme drängten sich aus dem schmierigen Tuch. Doch als er auffah, ließen die Hände von ihrer Beschäftigung ab. Er zuckte die Achseln.

„Wenn De nich willst —! Du willst Dir wohl von mir nich schenken lassen?“

„Nu nee, wenn De das meinst, wenn De das meinst,“ verteidigte sich der Briefträger und trat näher. Er kämpfte noch einen kurzen Kampf — es war die Amtstasche — und eigentlich . . .

Aber als er die dürrtige, am Boden liegende Gestalt sah, hielt er die Tasche weit auf.

„Wenn De durchaus willst . . .“

Ueber das ausgemergelte Gesicht glitt ein heller Schein. Vorsichtig schüttete der Stromer die Steinpilze in die geöffnete Tasche.

„Na, denn danke ich auch . . . und glückliche Reise! Zieh Dir man bald die Stiebel an . . . 's wird jetzt am Abend schon kalt.“

Der Landstreicher lachte. „Die Trittlinge sind mehr für'n Winter . . . also adje . . . und laß Dir die Pilze man schmucken.“

„Mach ich, mach ich,“ rief Valentin Schulz zurück: er schritt schon wieder kräftig aus. Er bestellte den Brief an die Witwe Eusebia Wrobl und trat dann auf Anruf beim Bauern Palicki ein, dem er eine Karte mitnehmen sollte. Die Bäuerin setzte ihm ein Glas Wein vor — selbstgekelterten Holunderbeerwein —, und während er trank und sich ein wenig ausruhte, sah er

durchs Fenster den Stromer die Straße entlang ziehen, gemächlich schreiten und stolz an der Zigarre saugen.

Der Holunderbeerwein rann feurig ins Blut. Der würde dem armen Kerl da draußen wohl tun. Ach Gottchen ja . . . eigentlich . . . trotz aller Bläckerei . . . man hatte es noch ganz erträglich. Wenn man so andere sah . . .

Und auf dem ganzen Heimwege war ihm ordentlich fröhlich zu Sinn. Er hatte doch sein sicheres Brot. Er wußte, wo er zu Hause war. Er hatte sein richtiges Bett, wo er die müden Knochen dehnen konnte. Hatte eine Frau . . . na ja, man schlug sich, verkrug sich, man gehörte doch mal zusammen. Und dann seine beiden Flachsköpfe mit den Rohnäschchen. . .

Aber so'n Penubrunder . . . wenn er auch wirklich ein halber Lump war . . . immer auf der Straße liegen, immer weiter laufen, Sommer und Winter, ohne je an ein Ziel zu kommen, frieren und hungern, keinen Menschen haben, der zu einem gehörte, stets in Gefahr, ins Kitzchen zu wandern, und schließlich verrecken am Grabstrand in der Fremde oder in irgendeinem Krankenhaus. . . Gottchen, Gottchen, das war doch schrecklich!

Nee, nee, ganz zufrieden konnte man noch sein, ganz zufrieden! Und er schwang den Stock, sah heiter über die vertrauten Fluren und Felder und schritt schneller aus.

Zu gleicher Zeit schlurte der Stromer eine halbe Meile weiter in entgegengesetzter Richtung die Straße lang. Er sog noch immer an der Zigarre, tat ab und zu, weil ihm der Rauch die Kehle austrocknete, einen Schluck aus der Buddel und lächelte.

Es kamen immer mal so Stunden . . . voll Neid und Haß gegen die anderen, wo man dies Leben satt hatte, wo die Neue bohrte. Die Neue, daß man alles hinter sich geworfen hatte und sein Lebtag nun auf der Landstraße lag. Ach, heute früh . . . und gestern . . . und vorgestern . . . und dann, als der Briefträger kam, wo man sich sagte: „So könntest Du auch rumlaufen, in Uniform und blanken Knöpfen, könntest warn in Amt und Brot sitzen“ — schön war das nicht, nee, wahrhaftig.

Aber es war gut, daß man wieder mal rein guckte. Das tat besser als jeder Schnaps.

Der Landstreicher lachte vor sich hin. „Siedlice, Rambowo, Herbersdorf, Rombezin,“ murmelte er, „Beldern, Niesendorf, Königsthal. Immer wieder zurück . . . immer wieder zurück. Wie ein Schmiedegaul . . . trab, trab, trab . . . mit verbundenen Augen. Und trab, trab, trab, immer der gleiche Kreis.“

Er schüttelte sich: „Nee, nee! Dann schon lieber so . . .“

Er zog noch einmal an der Zigarre, fächelte den Rauch wie ein Kenner unter der Nase hin und her und machte sie dann aus. Den Stummel steckte er sorgfältig ein. So etwas bekam man selten . . . ein guter Mensch, der Briefträger. Nun ging der wohl schon wieder auf Rambowo zu . . . haha . . . armer Kerl! Na prost . . . nicht immer konnte man so vergnügt sein. Ordentlich fingerig ward ihm zumute. Er kippte ein paarmal vornüber und sang dann los:

„Ach, wie ist das Balzen schön!
Schumpeidi, schumpeida,
Et, man muß es nur verstehn!
Schumpeidi, eida!“

Mit seiner löchigen, heiseren Stimme sang er weiter und weiter und schlurte auf der Landstraße hin, die unter dem leuchtenden Himmel in freie, unbekannte Fernen führte. . .

Wilhelm Holzamers literarischer Nachlass liegt jetzt in drei Bänden vor, die bei Egon Fleischel u. Co. (Berlin) erschienen sind. Der alljährlich verstorbenen Dichter, der den Lesern der „Neuen Welt“, sowie denen der parteigenössischen Tagespresse kein Unbekannter gewesen ist, zeigt sich auch in diesen letzten Veröffentlichungen als der feine Beobachter, der über Geschehnisse des Alltags eine sonnige Ruhe und Feierlichkeit zu breiten versteht. Eine von Herzen kommende Einfachheit des Schilderns und Schlichtheit des Erzählens findet auch in diesen Büchern leicht den Weg zum Herzen des Lesers. Gemühtief und ergreifend sind alle die Menschenschicksale, die Holzamer vor seinen Lesern entrollt. Das zeigt sich in den „Pariser Erzählungen“, deren beide Bände („Kleine Geschichte“ und „Aus dem Leben des Arno Strozzi“) in der „Neuen Welt“ zum Abdruck gelangten. Das erweist auch das Novellenbuch, „Wendelschläge“, aus dessen Inhalt unsere Leser die Erzählungen „Sein Sieg“, „Weilchen“ und „Lüje Kranje“ kennen. Schließlich sei auch noch des stattlichen Werkbuches „Gedächtnis“ gedacht, in dem Wilhelm Holzamer sich als formgewandter und gefühlstiefer Dichter erweist. Die in dieser Nummer abgedruckten Strophen „Wo strahlt deine lachende Sonne?“ sind diesem

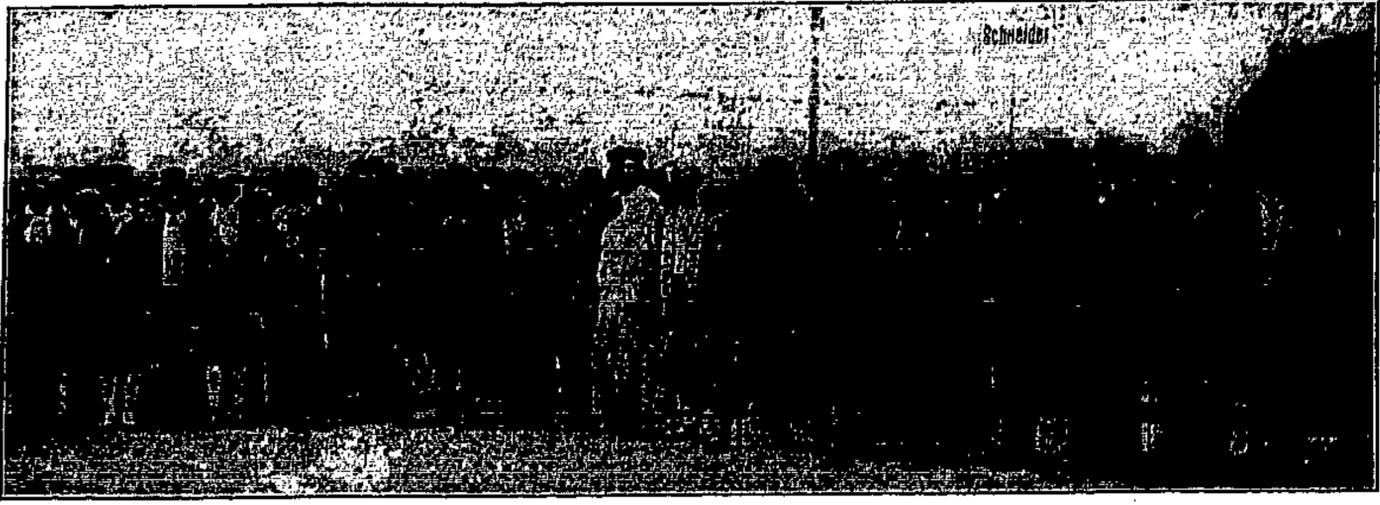
Buche entnommen; sie sind wie ein beigelegter Vermerk besagt, am 24. August 1907 auf dem Sterbebette des Dichters entstanden. Jeder der drei Bände, die von Nina Mardon-Holzamer herausgegeben sind, kostet 8 Mk. Gerade Arbeitern, Kleinbürgern, denen der Dichter durch die ganze Art seines Schaffens immer nahe stand, soll die Lektüre des literarischen Nachlasses Wilhelm Holzamers besonders empfohlen sein.

Der Kuttengeier. In den meisten wärmeren Ländern der alten Welt ist der Mönchs- oder Kuttengeier als Brutvogel anzutreffen, aber nirgends besonders häufig. Am zahlreichsten scheint er in Spanien und in gewissen Teilen der Balkanhalbinsel (z. B. Dobrubtscha) aufzutreten; seine nördlichsten Brutplätze dürften in Ungarn und im südlichen Ural zu suchen sein. Auf seinen Streifzügen kommt er aber auch viel weiter nördlich, indem er sogar für Dänemark und die russischen Dnieprovinzen nachgewiesen wurde, für England dagegen noch nicht. In Deutschland hat zwar jedes Land einen oder einige erlegte Kuttengeier in seinen faunistischen Verzeichnissen aufzuweisen, allein diese müssen immerhin als höchst seltene und zufällig verschlagene Irrgäste angesehen werden. Doch kommt

der Kuttengeier schon bei Budapest fast regelmäßig zur Strichzeit vor, besonders wenn Viehseuchen ausgebrochen sind, bis ihm das zu seinem Lebensunterhalt nötige Nas liefern. In Deutschland liegt noch am ehesten die Provinz Schlesien in seiner Zugrichtung. Im Gegensatz zu Nas, Bart- und Gänsegeier ist der Kuttengeier ein ausgesprochener Waldbogel, der auf den höchsten Baumtrieben seinen umfangreichen Horst anlegt und lieber auf starken Baumstämmen als auf nackten Felsen aufbaut, obwohl er auch letztere keineswegs verschmäht und überhaupt gern Felswände in seinem Nester hat.

Seinem Wesen nach zeichnet sich der Kuttengeier durch ein gut Teil Phlegma aus, das nur durch seine Gefräßigkeit zeitweise verdeckt wird. Er ist ausschließlich Nasfresser und wagt sich höchstens im aller-

schwer heilende Wunden entstehen. Man tut deshalb immer gut, gefangenen Kuttengeiern gegenüber die nötige Vorsicht nicht außer acht zu lassen, denn sie sind oft recht boshafter und hämischer Natur und beißen heimtückisch zu, wenn man es am wenigsten vermutet. Am Nas lassen sie sich den ersten Platz so leicht nicht streitig machen, sind aber hier trotz aller Frechheit vorsichtiger als die Gänsegeier. Eine gute Mahlzeit versammelt bisweilen viele an einem Platze, denn obwohl sie sehr große Jagdbreviere behaupten, sind sie doch gegeneinander so futterneibisch, daß einer immer sorgsam auf die Bewegungen des anderen achtet und sofort hinzueilt, sowie er diesen sich niederlassen sieht, noch weitere nach sich ziehend. Eigentlich gesellig sind sie aber nicht, obschon untereinander ebenso verträglich, wie gegen andere Geschöpfe gleichgültig. Ihr Schnabel



Die Schneider im festlichen Breslauer Gewerkschaftsumzuge, der Mitte Juli veranstaltet wurde.

wildesten Hunger an kleinere lebende Geschöpfe, denn er ist einerseits trotz seiner Größe erbärmlich feige und andererseits auch herzklich plumpe und ungeschickt. Selbst sein Flug muß ein schwerfälliger genannt werden, wenn er auch, erst einmal bis zu einer gewissen Höhe emporgestiegen, lange Zeit ohne Flügelschlag durch die Luft zu schwimmen und sich in prachtvollen Kreisen zu außerordentlichen Höhen emporzuschrauben vermag. Aber das Einfallen sieht geradezu jämmerlich aus, und das Aufsteigen von ebener Erde wird ihm sichtlich sauer, ja unmöglich, wenn er sich ordentlich vollgefressen hat, so daß solche Exemplare schon mit den Händen ergriffen worden sind. Dagegen läuft er ganz gut auf der Erde, hebt dabei die langen Flügel etwas hoch, um sie nicht zu bestoßen, und hält den Schwanz wagerecht, so daß er in solcher Stellung mehr einem riesigen Raben als einem Raubvogel ähnlich sieht. Nach einer reichlichen Mahlzeit pflegt er viel und hastig zu trinken. Seine Klauen sind stumpf und eine schlechte Waffe. Als solche dient ihm vielmehr hauptsächlich der kräftige Schnabel, mit dem er nicht nur wichtige Siege zu führen, sondern auch tüchtig zu beißen versteht, so daß bössartige und

eignet sich besonders dazu, selbst eingefrorenes oder hartgefrorenes Fleisch sauber von den Knochen loszulösen, so daß ein von ihnen heimgesuchter Nahrung am Schluß eines solchen Vorkommnisses schmausend wie skelettiert aussieht. Gegen Kälte sind diese südlichen Vögel auffallend wenig empfindlich. Seinen Horst errichtet der Kuttengeier zumeist auf alten Heberstämmen im dichten Walde, besonders gern auf hoch- und dürrtwipfeligen Eichen, denn das Laub und Gezweig grüner Wipfel würde den großen und plumpen Vogel beim An- und Abfliegen zu sehr belästigen. Es ist ein ganz gewaltiger und sehr fester Bau; die Unterlage bilden dicke Eichenknäuel, die Zwischenräume werden mit Erde und Reisig ausgefüllt. Das Gelege besteht gewöhnlich aus einem einzigen Ei von rund 88 x 67 mm Größe, das auf trüb gelblich-weißem Grunde mehr oder minder rostrot gezeichnet ist, gelbrot durchscheint und in entleertem Zustande 25 g wiegt. Weibliche Eltern brüten, und zwar mit solcher Hingebung, daß sie, wenn das Ei bald reif ist, nur mit großer Mühe zum Aufstehen bewogen werden können und stets in kürzester Frist wieder zurückkehren, wobei sie ihre sonstige Vorsicht ganz vergessen und die augenscheinlichste Gefahr außer acht lassen. In Slavonien fällt die Brutzeit in den März, in Südeuropa in den Februar.

Sonst sehr scheu und vorstichtig, ist der Kuttengeier doch am Horste ziemlich leicht zu schießen, und ebenso am Nase, wo er, wenn er sich erst sicher fühlt und mit dem Kröpfen begonnen hat, seine sonstige Vorsicht völlig verleugnet und sich manchmal förmlich bummeldreist benimmt.



Gruppe der Schlosser aus dem Festzuge der Breslauer Gewerkschaften, an dem sich gegen 20 000 Organisierte beteiligten.